clos normand.

November special

Fikri Anıl Altıntaş

Stärke, Schwäche, und alles dazwischen.

Vol. 6

clos normand.

www.closnormand.online

@clos.normand

clos normand.

lifestyle & culture magazine

A project by Fine Art International Switzerland AG
www.finais.ch

clos normand.

vorwrot.

Bevorstehend des Buchfestivals „Zürich liest“ stossen wir auf einen Autor, dessen Name uns seltsam vertraut erscheint. Ein Name, der wie ein Echo klingt – ein Echo aus den Lebenswelten der Migrantenfamilien, aus denen auch wir stammen. Ein Name, der Geschichten von Verwurzelung und Entwurzelung mit sich zu tragen scheint. Ein Name, der uns an unsere eigene Herkunft erinnert, an Schicksalsschläge, die wir vielleicht teilen – im Guten wie im Schlechten.

Fikri Anıl Altıntaş, Jahrgang 1992, aus Wetzlar stammend, ist ein solcher Erzähler. Sein Buch „Im Morgen wächst ein Birnbaum“ hat in unserer multikulturellen Community einen Nerv getroffen. Es ist kein Roman, der Geschichten erfindet, sondern einer, der wahre Erinnerungen erzählt. Erinnerungen, die von seinen Eltern stammen – von ihrem Leben, ihrem Überleben, ihrem Weitergehen. Erinnerungen, die nicht spurlos an ihm vorbeigingen, wie auch wir erkennen mussten, dass gewisse Erlebnisse unserer eigenen Jugend tiefere Spuren hinterlassen haben, als uns lange bewusst war.

Und vielleicht liegt hier der Schlüssel. Der Schlüssel, der Türen öffnet, um zu uns selbst und zu den anderen unserer Generation zu sprechen. Anıl findet Worte für das, was wir oft nicht aussprechen konnten, vielleicht nicht aussprechen wollten. Und so blieb uns nichts anderes übrig, als diesem Drang nachzugeben.

Im Le Café, mitten in Zürich, diesem charmanten Ort, der für Gespräche wie geschaffen scheint, treffen wir ihn vor seiner Lesung auf dem Bücherfestival. Wir sprechen über alles, was uns nah ist und doch über Jahre fremd geblieben war – über jene unsichtbaren Traumata, die wir nie ans Licht rücken liessen, die wir uns selbst vielleicht nie zugestanden haben. Es ist ein Gespräch, das nicht nur ihm gehört, sondern auch uns. Ein Gespräch über Geschichten, die wir zu lange in uns getragen haben, ohne sie zu erzählen.

haupteil.

Es gibt Gespräche, die nicht nur das Denken herausfordern, sondern das Herz berühren. Das Gespräch mit Anıl ist eines dieser Gespräche.

Anıl, Autor, Aktivist und scharfsinniger Beobachter gesellschaftlicher Strukturen, eröffnet eine Diskussion über Männlichkeit, ihre toxischen Ausprägungen und die tief verwurzelten Tabus rund um mentale Gesundheit. Doch sein Ansatz geht über den rein intellektuellen Diskurs hinaus: Er spricht aus einer persönlichen Perspektive, aus der Sicht eines türkisch-muslimischen Mannes in Deutschland, dessen eigene Auseinandersetzung mit Identität, Gesellschaft und den Erwartungen an Männlichkeit nicht nur zu einer intellektuellen Reflexion, sondern auch zu einem Akt der Selbsttherapie wurde.

„Wer bin ich?“ Diese Frage, sagt er, sei der Ursprung seiner Auseinandersetzung mit Männlichkeit. Aber sie sei kein einfacher Ausgangspunkt, keine Identitätsfrage, die man lösen kann wie ein mathematisches Problem. Nein, sie sei ein Labyrinth. Eine Herausforderung, die existenziell ist. Wer bin ich, wenn ich nicht den Stereotypen entspreche, die man mir als Migrant, als Mann, als Anderen auferlegt? Anıl erzählt von dieser Suche, die nicht nur eine Suche nach sich selbst ist, sondern eine Entgegnung. Eine Antwort darauf, was es bedeutet, als türkisch-muslimischer Mann in Deutschland zu leben und dabei kein Klischee zu sein.

„Man sagt uns, wer wir sind, bevor wir selbst wissen, wer wir sein wollen“, sagt er. Die Zuschreibungen – Migrant, Mann, aggressiv, stark, schweigsam – wirken wie Schatten, die ihn schon begleiten, bevor er sie überhaupt bemerkt hat. Doch er wollte mehr. „Ich wollte verstehen, nicht nur, wer ich als Mann bin, sondern auch, wie Männlichkeit gemacht wird – von der Kultur, von der Gesellschaft, von den Strukturen.“ Diese Reflexion führt ihn zum Schreiben. Nicht, weil er sich erklären will, sondern weil er sich selbst begreifen muss.

„Männlichkeit ist nicht natürlich“, sagt er. „Sie wird immer wieder produziert, oft auf eine Weise, die gewalttätig ist – gegen andere, gegen uns selbst.“ Und da ist das Wort: Gewalt. Gewalt, die in den Normen liegt, die Stärke verlangen, Unverwundbarkeit, Dominanz. Gewalt, die das Schweigen erzwingt, wenn ein Mann nicht stark sein kann.

Anıl kennt diese Gewalt. Er erzählt von seiner Jugend, von einem Umfeld, das den „harten Mann“ feierte. Der Junge, der Mädchen „aufreisst“. Der Junge, der keine Schwäche zeigt. Doch hinter dieser Stärke: eine Last, die niemand sieht. Die Momente, in denen die Ideale der Männlichkeit nicht erreichbar sind. Die Unsicherheit, als er seinen Freunden nicht erzählen wollte, dass er Salsa liebt. Die stille Angst, nicht männlich genug zu sein, nicht zu genügen. „Man trägt das wie ein Geheimnis mit sich herum,“ sagt er. Und dann kommt der Druck. Die Gewalt, die nicht immer mit der Faust zuschlägt, sondern leise zerstört.

Aber Anıl erzählt nicht nur von sich. Er erzählt von uns. Von einer Gesellschaft, die Männern nicht erlaubt, Menschen zu sein. Besonders Migrantenkindern. „Unsere Eltern kommen hierher, um etwas aufzubauen. Schwäche passt nicht in diesen Plan.“ Schwäche wird als Mangel gesehen, als Hindernis. Und so schweigen die Männer. Über Depressionen. Über Angststörungen. Über all das, was sie zerreisst.

„Männer schweigen, weil sie Angst haben, nicht mehr männlich zu sein“, sagt er. Ein Teufelskreis. Und dann sind da die Bilder, die Popkultur, die Social Media. Andrew Tate, der Hyper-Macho. Bilder, die Männlichkeit noch enger machen, noch härter.

Er spricht vom Fussball. Von einem Raum, der voller Möglichkeiten steckt. „Im Fussball darf ein Mann weinen, wenn er gewinnt. Oder wenn er verliert.“ Doch auch dort, so Anıl, ist die Menschlichkeit oft nur eine Illusion. Spieler werden auf ihre Leistung reduziert.

Sportpsychologen helfen vor dem Spiel, die Nervosität zu zügeln, damit man 100 Prozent gibt. Doch ihre Unterstützung endet hier – sie begleiten nicht durch tiefere Lebenskrisen. Vielleicht könnte sich hier ein Umdenken entwickeln: Warum nicht auch als langfristige Begleiter in schwierigen Lebensphasen? Die mentale Stärke auf dem Platz ist oft dieselbe, die wir im Leben brauchen – ein Umdenken könnte beides miteinander verbinden.

Die Welt des Fussballs sei ein Mikrokosmos, sagt er. Ein System, das Männer verbiegt, um sie brauchbar zu machen. „Es geht immer um Leistung. Nicht um Heilung.“

Anıl sieht das als Symptom für ein grösseres Problem. „Die Gesellschaft ist leistungsorientiert. Nicht sozial.“ Und wer nicht funktioniert, der wird ersetzt.

Er nennt Namen: Sebastian Haller. Christoph Baumgartner. Francisco Rodriguez. Spieler, die den Mut haben, über Depressionen und Schwäche zu sprechen. Cedric Brunner – Angststörungen, auch er. Diese Männer seien wichtig, sagt er. Sie zeigen der Welt, dass sie Menschen sind. Aber das System, so führt er aus, wird eines Tages platzen. Zu viel Druck. Physischer Druck, psychischer Druck. Irgendwann wird es zu viel.

Er fordert Fortbildungen, verpflichtend. Sensibilisierungsangebote, niedrigschwellig. Politische Intervention, unbedingt. „Es geht nicht anders“, sagt er mit einem Nachdruck, der keinen Widerspruch duldet. Denn dieser Druck, der auf Fussballern lastet, beginnt nicht erst in der Bundesliga. Er beginnt in den Amateurligen, wo ebenfalls um Geld und Ehre gespielt wird, wo Menschenleben schon früh an diese Strukturen gebunden sind.

Workshops könne es geben, sagt er, und das sei gut. Aber ein Granit Xhaka – wenn die etwas sagen, dann hören Millionen zu. Millionen, die einen Instagram-Account öffnen, Millionen, die einem Klick folgen. Und er spricht vom Frauen-Tennis, wo das Thema Depression häufiger diskutiert werde. Aber beim Fussball? Schweigen. Dabei, so erinnert er, haben diese Themen oft tragische Konsequenzen. Sebastian Deisler, Robert Enke. Der Druck, das Schweigen, die Gewaltverhältnisse – es kostet Leben. Er nennt sie „toxische, weisse, alte Männer“, die die Strukturen bestimmen und dabei zusehen, wie Menschen daran zerbrechen.

Doch er versteht auch die Gegenseite. „Millionäre“, sagt er, „sie können ihre Tränen mit Geldscheinen trocknen.“ Das sei der Vorwurf. Aber am Ende, das wiederholt er, seien auch sie nur Menschen. Menschen in einer Gesellschaft, die leistungsorientiert ist, nicht sozial. Eine Gesellschaft, in der Depression ein Luxus sein kann. Wer keine Mittel hat, um Hilfe zu suchen, wer keinen Zugang zu Reha oder Therapie hat, der schweigt. Und Männer schweigen, weil sie Angst haben, Männlichkeit zu verlieren. Ein Teufelskreis, sagt er.

şampiyon
joan joao.

Wir fragten Anıl nach seinem Lieblingsmoment im Fussball – dem Moment, der ihn am meisten geprägt hat. Die Antwort kam schnell: „Der UEFA-Sieg von Galatasaray Istanbul im Jahr 2000.“ Ein Satz, kurz und knapp, doch hinter den Worten lag mehr, als man zunächst vermuten konnte.

Der Sieg – ein Spiel, 120 Minuten, ein Elfmeterschiessen, und am Ende ein Pokal. Doch was bedeutete er für ihn? Für die Menschen, die diesen Moment mit ihm teilten? Es ging nicht allein um das Ergebnis. Vielleicht war es die Art, wie der Fussball plötzlich zu einem Raum wurde, in dem Emotionen erlaubt waren. Ein Raum, in dem Männer weinen durften, ohne ihre Männlichkeit infrage zu stellen. Tränen der Freude, des Stolzes – Gefühle, die nicht verborgen werden mussten, sondern gefeiert wurden.

Man konnte sich vorstellen, wie dieser Moment für viele mehr war als ein sportlicher Triumph. Für türkische Migranten in der Diaspora war er vielleicht ein Beweis dafür, dass man nicht unsichtbar bleiben musste. Nicht nur „der Andere“ sein. Nicht nur eine Fussnote in der Geschichte eines Landes, das man Heimat nennen wollte. Dieser Sieg war ein Meilenstein. Ein Moment des kollektiven Stolzes, der zeigte: Hier sind wir. Mit unserer Kultur, unserer Identität. Und heute zählen wir.

Das ist wohl die Kraft des Sports, des Fussballs. Ein Spiel, ein Ritual, ein Ort, an dem Menschen zusammenkommen. Man konnte sich leicht vorstellen, wie dieser Sieg ein Band knüpfte – zwischen Freunden, zwischen Generationen, zwischen Menschen, die sonst so oft getrennt sind durch den Alltag und seine Zwänge. Ein Moment, in dem man gemeinsam lachte, schrie, jubelte. Vielleicht sogar schwieg, weil Worte nicht ausreichten.

Dieser Moment von 2000 – ein Spiel und doch mehr. Ein Raum für Emotionen, für Identität, für Reflexion. Und vielleicht war es genau das, was ihn so bedeutend machte.

Joan Joao
Şampiyon, 2024
Acrylic on canvas
80 x 60 cm

Er redet weiter, doch der Satz bleibt hängen. Vielleicht, weil darin eine Hoffnung liegt, die grösser ist als er selbst. Eine Hoffnung, die nicht nur auf Veränderung zielt, sondern auf Menschlichkeit. Eine Hoffnung, dass das, was wir als Stärke betrachten, eines Tages neu definiert wird. Und dass Männlichkeit eines Tages nicht mehr ein Käfig ist, sondern ein Raum, in dem alles Platz hat:

Stärke, Schwäche, und alles dazwischen.

Fotograf / Creative Director: Eric Weber
Chief Curator / Interview: Marcel Nalyan
Talent: Fikri Anıl Altıntaş
Design: Kaan Altun
Layout: Mauro Unternährer

partners.

le café.

www.lecafebar.ch

Ein Besuch in der Le Café Bar an der Bärengasse – als wäre man zurückversetzt in die 1970er Jahre, irgendwo in LA. Orange Sofas, dunkelgrüne Sessel, und im Gang diese orange-braune Tapete, die sofort den Seventies-Look heraufbeschwört. Man sitzt da, drinnen, wenn draussen die Sommersonne die Terrasse in Ferienstimmung taucht. Drinnen Ruhe, draussen das Leben.

Ein Kaffee zuerst, warum nicht? Und später, vielleicht ein Drink. Das Lokal ist, wie der Name verrät, für beides gedacht. Aber es bleibt nicht nur dabei. Man sitzt, schaut, denkt – könnte es sein, dass dieser Ort mehr ist als ein Café oder eine Bar? Ein Ort, der das Heute für einen Moment aussen vor lässt. Ein Ort, der eine Frage stellt: Warum berührt uns Nostalgie?